

Die letzten Tage der Menschheit

Über San Francisco ging die Sonne unter.

Keuchend und hustend lehnte ein alter Mann sitzend an einem der goldenen Pfeiler der Brücke und sah in die Ferne. Natürlich konnte er nicht sehen, was nahte, doch er konnte es spüren. Die Stille, die er hörte, rauschte nur in seinem Kopf. Das wusste er, denn die Brücke war überfüllt mit kreischenden Reifen, rennenden Beinen und zerrenden Armen und schreienden Mündern. Doch die Geräusche, die davon ausgingen, blieben ungehört für einen 68jährigen Mann. Er konnte auch nicht mehr sehen, stellte er fest. Zumindest nicht klar und nicht scharf, sondern verschwommen und fädig und als würde ein dürrer Hauch Nebel über der Welt dämmern. Hinter dem Horizont.

Ein Kind fiel neben ihm zu Boden und schlug sich den Kopf auf. Flüsternd tropfte Blut auf den Betonboden, der mit Müll und Schreien übersät war, und das weinende Gesicht des Mädchens schrie auf vor Schmerz und Verzweiflung.

Sie war vielleicht neun oder zehn. Das sind diejenigen, um die es schade ist, dachte der alte Mann. Er hatte erfüllt gelebt. Lange und ausgewogen und umweltbewusst. Andere konnten das nicht von sich sagen. Wie dieses kleine Mädchen.

Eine Frau, womöglich die Mutter der Gefallenen, ging in die Knie und verschwand somit für einen Moment aus der Welt der Schreie und der Hektik, der Angst und der Flucht vor Etwas, obwohl es keine Zuflucht mehr gab, und tauchte ein in die ruhige und selige Welt des alten Mannes. Sie sagte etwas, zu ihm, nachdem sie ihre Tochter auf die Beine gehoben hatte. Doch er verstand nicht, was sie sagte. Ihr Mund bewegte sich, doch sie sprach nur Stille.

Der alte Mann lächelte, ein wenig matt, wie er dachte, doch trieb der Schmerz seine Nadeln soweit in den Körper des Mannes, dass er zu benommen war, zu vollkommen, um ein glückliches Lächeln hervorzubringen. So blieb es bei einem Zufriedenen. Die Frau hielt ihm die ausgestreckte Hand entgegen, doch der alte Mann schüttelte den Kopf.

„Es hat keinen Sinn“, sagte er, auch wenn er es selbst nicht hörte. Die Miene der Frau schien einen Moment flehend zu werden, doch, bei aller Verständnislosigkeit, sie verstand. Sie sank auf die Knie, beugte sich zu dem alten Mann vor und drückte ihm mit Hilfe ihres Zeige- und Mittelfingers, die sie zuvor geküsst hatte, eben jenen Kuss auf die Stirn. Dann stand sie auf, nahm ihre Tochter bei der Hand und rannte fliehend über die Brücke, landeinwärts.

Sie trug Blumen im Haar, sah der alte Mann. Und während sie in den roten Horizont rannten, wie all die Verzweiflung auf der Brücke, ging die Sonne über San Francisco unter.
Ein letztes Mal.

Laurent Avignon betrat sein Büro in Paris, der Stadt der Liebe. Es war immer die Stadt der Liebe gewesen, auch für ihn, aber alle Liebe hatte die Stadt verlassen. Laurent ließ das Licht ausgeschaltet und trat an die Fensterfront, von der aus er einst einen umfassenden Blick über die prächtige Stadt gehabt hatte, doch jetzt berührten seine Blicke nur leere Straßen, vereinsamte Gassen und verlassene Häuser. Sie waren alle weitergezogen. Landeinwärts.

Der letzte Bürger von Paris setzte sich an seinen Schreibtisch und tippte die Schlagzeile für seinen Bericht. *Hier kommt die Flut*. Laurent wusste, dass niemand mehr seine Zeitung lesen würde, was allein daran lag, dass niemand mehr eine Zeitung drucken würde, was auch nicht eigentlich sinnig gewesen wäre, da der letzte Artikel dieser Welt von Laurent verfasst wurde. Er wusste nicht, warum er schrieb. Vielleicht aus Gewohnheit. Er wusste, dass es keinen Sinn hatte zu fliehen. Welche Katastrophe auch immer, eine würde ihn auch landeinwärts erreichen. Und wenn nicht heute, und wenn auch nicht morgen, er würde seine Frist nur unwesentlich verlängern. Also war er in Paris geblieben, seiner Heimat. Und ging der Tätigkeit nach, die er seit vierzehn Jahren seines Lebens tagtäglich verfolgt hatte. Er schrieb. Dieses eine, letzte Mal jedoch nicht für die Öffentlichkeit, nicht für irgendwen, sondern nur ein persönliches Resümee seiner Zeit. Er kommentierte die Jahrzehnte gescheiterter Mobilisierung, die Konzerte, Vorlesungen, Reden, die Propaganda für das Klima und das Gewissen. Er kommentierte die Paranoia, die Verzweiflung, die Angst und die verlorene Hoffnung.

Und die Liebe kehrte nie nach Paris zurück.

Die Sonne ging auf, irgendwo über dem Flecken Meer, wo einst Juist gelegen hatte. Das Meer hatte die Insel geschluckt und die Wut der Erde hatte keinen Rückhalt gekannt vor irgendwelchem Leben.

Nick und Noah lagen rücklings auf einem Dach, das vorsichtig zwischen den Wellen balancierte, und starrten in den Himmel. Sie hatten seit Stunden nichts gesagt, seit Stunden, die wie Jahre schienen, sondern nur ihren eigenen, letzten Gedanken hinterhergehetzt, um sie vor der Ewigkeit zu erreichen. Die hellblaue Morgenhimmel schien silbrige Strahlen des ersten und letzten Tageslichts nach ihnen zu senden, um sie im Zwielft zwischen den Welten zu halten, doch neben den verblassenden Sternen verblasste auch die Hoffnung auf Rettung.

„Was machen wir?“, fragte Noah leise. Der 17jährige zog an seiner Zigarette und warf dann visionär einen Blick in seine Schachtel Malboro's, deren Inhalt zuneige ging.

„Sattel deine Arche,“ flüsterte Nick, doch lachte er nicht oder lächelte, sondern er keuchte nur leise und räusperte sich dann.

„Und wohin soll sie uns jetzt noch tragen?“ fragte Noah. Er spürte, wie eine seichte Morgenwoge seine Socken nässte und richtete sich in eine sitzende Position auf. Dann blickte er hinüber zu Nick. „Landeinwärts“, antwortete er, „immer landeinwärts.“

Irgendwo in der Ferne rief eine einsame, verbliebene Möwe zum Abschied. „We say goodbye to flesh and blood“, summte Noah und blickte über das wogende Meer in den Horizont, hinter dem eine blutige Sonne sich verwundet erhob. Die Möwe trug keinen Zweig im Schnabel, dessen war Noah sich sicher.

Nick sagte nichts und summte nicht, er hörte und er fühlte nicht. Er hatte die Augen geschlossen und die Arme hinter dem Kopf verschränkt. Er wirkte ruhig.

„Wo sind die anderen wohl alle“, sagte Noah, ohne es direkt zu fragen.

„Nicht im Urlaub“, entgegnete Nick trocken.

„Ich hatte wenigstens gutes Wetter erwartet.“ Noah lächelte und Nick öffnete die Augen. Auch er lächelte.

„Also, Noah, eine Henkersmahlzeit?“

„Ich habe Zigaretten.“

Nick schüttelte missbilligend den Kopf. „Du bist 17, junger Mann. Du versaust dir dein ganzes Leben.“ Er lachte, nervös, ein bisschen panisch vielleicht, aber auch Noah stieg ein und sie beide lachten. Bis sie sich der Ruhe des Morgens wieder gewahr wurden und ihnen das Lachen nicht mehr über die Tränen hinweghelfen konnte.

„Was machen wir?“ fragte Noah leise. Seine Augen waren wässrig und seine Stimme brüchig. Seine porösen Gedanken hielten seine eiserne Hoffnung nicht mehr aufrecht. „Also, mehr als siebzehn Jahre hatte ich mir versprochen.“

Niklas legte sich wieder auf den Rücken und beobachtete, wie die Sonne ein letztes Mal über den Horizont stieg.

„Warten wir, Noah,“ sagte er. „Warten wir auf bessere Zeiten.“

Delia blickte vom Balkon ihres Penthouses hinunter auf Sydney und den dahinter liegenden Ozean, der zwar noch das zarte Blau der Hoffnung trug, jedoch darunter ein schwarzen Schlund aus Wut und Rache gear.

Der Himmel, wolkenfrei und grenzenlos, schimmerte grün über dem ruhigen und stürmischen Meer, und das Zirpen und Jauchzen, das aus der Stadt emporstieg, schien Delia in die Ohren zu flüstern. Die Worte, die sich wispernd den Weg an Wolkenkratzern und Denkmälern

empor bahnten, formten leise Laute und drangen dann durch die neblige und klare Luft hindurch zu Delias Ohren, um ihr mitzuteilen, dass eine Wolke sie holen und nach Hause tragen würde.

„Aber ich bin zu Hause?“, sagte Delia mit zitternder, ängstlicher Stimme und merkte nicht, dass ihre Tonlage die Tatsache in eine Ungewissheit wandelte. Doch die Worte sprangen von dem gummiartigen Häusern über die Straßenkluften, die von monströsen Ungeheuern und gespenstigen und dämonischen Unwesen bewohnt wurden, und landeten direkt in Delias Verstand.

„Landeinwärts...“, flüsterte Delia. „Ich verstehe.“

Sie machte kehrt und stieg durch die zerbrochene Glasfront in ihr Atelier. Michael lag auf dem Sofa. Seine Augen waren geschlossen und er hatte in seinen Schoß erbrochen. Delia glaubte, er könne tot sein, doch sie interessierte sich nicht dafür; denn ein erneuter Blick aus dem Fenster kündigte das jüngste Gericht an. Sieben dunkle Reiter galoppierten auf dämonischen Drachenwolken auf ihre Heimat zu, nur um sie zu verspeisen und nie wieder die Luft des Tages atmen zu lassen.

Norma saß nackt auf einer Couch und rauchte eine Zigarette. Nur Zigaretten, dachte Delia und lachte über ihren absurd-logischen Gedankengang, woraufhin sie erneut lachen musste.

Norma lebte offensichtlich noch. „Delia, was ist mit der beschissenen Klimaanlage? Es sind mindestens...“ Sie hielt inne, leckte über ihren Zeigefinger und reckte diesen dann in die Höhe. „Mindestens 80° Celsius hier drin“, schloss sie.

Delia setzte sich an den großen Eichentisch. Er roch verbrannt. Norma musste Recht haben. Obwohl das Außenthermometer nur 42° anzeigte, waren es auch da mindestens 90° gewesen. Das hatte Delia gespürt. Und hier drin war es fast genauso heiß. „Dieses verhurte Ozonloch!“, sagte Delia leise und musste aufstoßen. „Die Anlage ist kaputt.“

Norma schüttelte den Kopf, musste würgen und spuckte dann aus. „Scheiße!“, sagte sie leise. Delia hörte ein metallisches Schreien aus den Schluchten der Stadt und blickte zu Norma. Diese schüttelte wiederum den Kopf. „Ich bin nicht da, dich zu beschützen.“ Und sie deutete auf den verschiedenen Michael.

Delia lächelte milde. „Die guten Zeiten sind vorbei.“ Sagte sie. Dann lehnte sie sich über den Teller mit Kokain und atmete kräftig ein. Sie lehnte sich zurück, leckte sich das Pulver von den Lippen und nahm zwei Tabletten LSD. Es würde schon gut gehen, dachte sie, doch sie spürte den Erdboden beben unter den galoppierenden Hufen der schwarzen Pferde.

Die dämonischen Reiter rückten näher.

Sie kamen von landeinwärts.

Und als die Sonne Sydney in den Himmel tauchte, war ein alter Mann schon verstorben, der letzte Zeitungsartikel der Welt längst vergessen, doch bessere Zeiten waren nicht gekommen. Delia lebte in ihrer eigenen Welt, ohne Norma, ohne Michael und ohne die qualvollen Schreie der gepeinigten Dämonenvisionen, als die letzten Tage der Menschheit zu Ende gingen.

J.-B. Fischer